

schicksalsvolle Geschichte geformt haben“, grüßt Pacelli „eine der zartesten Blüten des deutschen Heimatbodens“, die hl. Hedwig, aber auch das schlesische Volk von heute, „das Glaubensstreue, Güte und Freigebigkeit als besondere Merkmale seines Volkstums bewahrt hat“ (77). — Vielgestaltig wie die gottgesegnete Natur des badischen Landes erscheint dem Nuntius der Charakter seiner Bewohner, „die gottfrohe Art der Menschen vom Seekreis, wie die Gemütsstiefe der Schwarzwälder, der auf Werk und Tat gerichtete Sinn des badischen Industriegebietes, wie die gläubige Kirchentreue derer von Hohenzollern, vom Odenwald und Taubergrund“ (96), „ein frohes und lebensstarkes Volk“ (176). — Vom Apostelheiligum in Trier aus sendet Pacelli seinen Gruß dem ganzen Bistum, wie er es geschaut hat. „Ich grüße die Fluren des Landmannes und die Rebhügel des Winzers, die ragenden Berge und die wogenden Wälder, ich grüße und segne das treue, gläubige, in aller Not und Heimsuchung unverdrossene Volk, dessen schöne Heimat kennen zu lernen mir eine Freude, dessen Glaube und Treue zu schauen mir Trost und heilige Erbauung war“ (108). — Die Schwaben ermahnt Pacelli: „Geben auch Sie Ihr Bestes zur Lösung dieser Aufgaben: Ihren sonnigen und doch tiefen, anpassungsfähigen und doch zähen, allem Guten so welt-offenen und doch in wertvoller, alter Tradition wurzelnden schwäbischen Charakter, verbunden mit der Glaubensstreue und selbstlosen Opferbereitschaft, die man gerade an Ihrer religiösen Art rühmt“ (132).

Doch auch der Nuntius dankt. Einmal den Händen, die ihn im Werk des Friedens und des geistigen Wiederaufbaues unterstützten. Doch darüber hinaus hält er sich für reich beschenkt. Er hat ja die Seele eines Volkes gefunden mit deren Reichümern, ist von der katholischen Seele bewegt worden, in wahrer Schicksals- und Gottverbundenheit. Ja in den Tränen, in denen er säte, ist seine eigene Seele erstarkt und gereift. Geht er doch nur gegen die Verleihung des Purpurs entgegen, nicht gelockt von der Ehre, sondern

weil die neue Würde und Bürde ihm an der Seite des Heiligen Vaters größeren Anteil verspricht an dem Purpur des Kreuzes (190). Auch Pacelli nimmt ein Vermächtnis mit, das sorgende Andenken an das deutsche katholische Volk, dessen „herzliche Treue mir fern von meiner Vaterstadt Rom das Gefühl einer Heimat gab. . . Nicht Trauer soll die Signatur dieses Abschiedstages sein, sondern Dank und Freude im Herrn. Es gibt keinen Abschied für die, die in Gott geeint sind. Christus ist hier wie dort. In seinem Herzen, in seiner alles verbindenden Liebe sind wir uns nahe, mag auch der Felsenriegel der Alpen sich zwischen uns legen. Was sind Grenzpfähle, was ist räumliche Trennung, was ist Unterschied der Sprache und Nation und Rasse für die übernatürliche Wesensschau derjenigen, in deren Herzen das Feuer des Pauluswortes brennt: Die Liebe Christi drängt uns“ (189). Das ist des Vermächtnisses letzter Grund und letzte Gabe.

Sigmund Nachbaur S. J.

Literaturpolitik

Als im Frühling 1929 zum ersten Mal der „Tag des Buches“ bevorstand, schrieb die „Frankfurter Zeitung“ in einem nicht unterzeichneten Artikel, den man auch sonst der Form nach als Äußerung der Redaktion ansehen mußte, am 12. März (Nr. 189): „Es wird nicht gelesen in Deutschland? Aber das ist ja gar nicht wahr, der ist ja beinahe ein Lügner, wer das behauptet. In keinem Lande wird soviel an Büchern produziert wie bei uns. Die Auflagen der jungen Literatur übersteigen jedes Maß, das man früher an Bucherfolge legte, und die Leiter der Volksbibliotheken können sich des Andrangs gar nicht erwehren. Neue Schichten, die früher niemals zum Buch gegriffen haben, vereinigen sich in den Buchgemeinschaften, und die Lesegier war niemals größer.“ Allerdings gab der Verfasser des Artikels dann zu, daß der neue Lesehunger mehr naturhaft auf den Stoff als kulturhaft auf tieferen Gehalt oder gar auf künstlerischen Ausdruck gehe, und daß „der Verleger und der Sortimenter

eine große wirtschaftliche Last zu tragen haben“. Unterdessen sind der Anzeichen, sogar der Beweise immer mehr zu Tage getreten, daßes mit der Literatur, besonders mit dichterisch wertvoller Literatur und mit dem dramatisch ernst zunehmenden Theater, nicht aufwärts, sondern weiter abwärts geht, auch außerhalb Deutschlands.

In Nordamerika ist der Bücherverkauf schon längere Zeit so gering, daß die Jahreseinnahme eines Buchhändlers im Durchschnitt kaum den vierten Teil der Jahreseinnahme eines tüchtigen Fabrikarbeiters beträgt. Über die Zustände in England schrieb B. For Evans am 4. Januar 1930 im „Spectator“ (S. 10 f.), man lese zwar viel, wie aus den Statistiken der öffentlichen Bibliotheken und aus dem Massenverkehr in den privaten Leihbibliotheken zu sehen sei, aber daß gebildete Männer und Frauen es für passend hielten, sich Bücher zu kaufen, sei ungewöhnlich. Ohne den Absatz an die allgemeinen Bibliotheken könnten die Verleger sich nicht halten. Von den rund 12000 jährlich in England erscheinenden Büchern seien 8000 ein geschäftlicher Fehlschlag, und von den 3500 belletristischen Büchern brächten bloß 350 einen geschäftlichen Gewinn. Der Generaldirektor eines der größten deutschen Verlagshäuser erklärte in einer Versammlung von Fachleuten, der von ihm geleitete Betrieb verdiene buchhändlerisch so gut wie nichts, der Reingewinn stamme bloß aus der Druckerei und aus der Buchbinderei und auch da vorwiegend nicht aus literarischen, sondern aus industriellen Aufträgen. Vertreter des Reiches, der Länder, der Städte, des Buchhandels haben bekanntlich einen Aufruf zur Bildung einer „Notgemeinschaft des deutschen Schrifttums“ erlassen, die vom 1. Januar 1930 ab alle Hilfe zentralisieren soll. Sogar in einem Lande wie Frankreich, wo die literarisch interessierte Schicht so stark ist, und die Buchausfuhr unter besonders günstigen Bedingungen arbeitet, müssen die Bücherpreise künstlich an der alleruntersten Grenze der Rentabilität gehalten werden, weil sonst eine Stockung zu befürchten wäre, der auch ganz bedeutende Verleger sich nicht gewachsen fühlen.

Mit Recht läßt sich ja behaupten, daß es Zeiten gegeben hat, wenn auch nur seltene Zeiten, wo ein großer Teil des gebildeten deutschen Publikums den Wert der Dichtung und des Theaters für die Gesamtkultur überschätzt hat. Mit mehr Recht läßt sich aber ohne Zweifel sagen, daß heute ein viel größerer Teil des deutschen Volkes, auch der deutschen Frauen und der deutschen Jugend, die Bedeutung des Dichters für unsere seelische Kultur erheblich unterschätzt. Beschäftigung mit echter Dichtung ist Beschäftigung mit echter Kunst, also beglückendes Erleben dessen, was in uns und in der Welt wesentlich ist, was uns durch seine Einheit und Ewigkeit immer wieder mit aller Zerrissenheit und Hinfälligkeit unseres Daseins zu versöhnen sucht, so daß wir von der Kunst abgeklärter, ausgeglichener und innerlich freier zu den Rätselfn und Rauheiten unseres Schicksals zurückkehren. Nun hat aber unter allen Künsten die Dichtung den doppelten Vorzug der reichsten künstlerischen Ausdrucksmöglichkeit und der leichtesten Vermittlung an den Genießer. Weder in Tönen noch in Farben und Gestalten noch in Räumen und Bewegungen läßt sich so vieles so genau über Welt und Seele sagen wie im dichterischen Worte. In der Gesamtheit dessen, was künstlerisch ausdrückbar ist, gibt es gewiß manches, was andere Künstler besser zu sagen vermögen, aber alles in allem genommen, ist ihr Reich gegenüber dem des Dichters verhältnismäßig klein. Und bei nur einiger Bildung können fast alle Menschen überall und zu jeder Zeit aus einem dichterischen Text, und wäre es der billigste und armseligste Druck, in ihrer Phantasie die strahlende Welt der Schönheit aufbauen, während künstlerisch wertvolle Bilder oder Bauten zu sehen oder gute Musik in guter Darbietung zu hören, bei weitem nicht so vielen gegönnt ist, erst recht nicht zu allen Stunden. Das Theater aber macht die wirksamste Form der Dichtung zum stärksten Erlebnis. Denn es gestaltet unser Allerpersönlichstes, das Ringen unseres Willens, im edelsten und mächtigsten Ausdrucksmittel, im lebendigen Menschen, und unter idealen Verhältnissen steigert es die ästhetische Er-

griffenheit nach den Gesetzen der Massenpsychologie aufs höchste durch den geheimnisvollen Einfluß der festlich gestimmten Zuschauermenge. Wenn also in einem Volke Dichtung und Theater vernachlässigt werden, droht eine der reichsten Quellen seiner seelischen Kultur zu versiegen, und das ist heute doppelt verhängnisvoll, weil ja für die vielen, die den lebendigen Zusammenhang mit der Religion, der stärksten aller aufwärtstragenden Kräfte, verloren haben, der Genuß echter und großer Kunst fast die einzige Erhebung über die Qual und Gemeinheit des Alltags ist.

Es genügt nicht, das Gefühl der Lebensmüdigkeit, der Herzensleere, des Ekels vor dem Dasein durch Genüsse beliebiger Art zeitweilig zu betäuben. Dadurch wird das Geistige in uns ja eher zerrüttet als gerettet. Auch die im Kern gewiß erfreuliche Pflege des Natursinns durch Wochenende und Wanderung oder die riesenhaft gewachsene Beteiligung an allen Formen des Sports kann in der Entwicklung und Bewahrung höheren Menschentums die Kunst nicht ersetzen. Nicht nur haben die Führer des deutschen Sportwesens in letzter Zeit warnend festgestellt, daß unsere Jugend durch die leidenschaftliche Einseitigkeit des Sportbetriebs mehr und mehr entgeistigt worden ist, sogar die nordamerikanische Sportvergötterung hat einen argen Stoß erlitten. Im Oktober 1929 veröffentlichte die Carnegie-Stiftung einen auf langen und kostspieligen Untersuchungen beruhenden Überblick über die Sportpflege der amerikanischen Studenten. Mit niederschmetternder Wucht ergab sich aus diesem Bericht die Überzeugung, daß durch die herkömmlichen Betriebsformen des Sports die Erziehung zu vollwertigen Menschen schwer geschädigt wird. In der Presse wie in Versammlungen leitender Schulmänner erhob sich ein stürmischer Ruf nach schleuniger Umkehr von den bisherigen Irrwegen, und wären in den Sporteinrichtungen der amerikanischen Kollegien und Universitäten nicht so hohe Kapitalien investiert, so würde man noch schneller, als es jetzt schon in Harvard, Iowa und manchen andern Schulengeschichten, alles abbauen, was den Sport aus einer ver-

nünftigen Liebhaberei fast zum Mittelpunkt der jugendlichen Interessen gemacht hat.

Übertriebene Sportpflege ist aber weder in Deutschland noch anderswo die einzige Ursache des Rückgangs der literarischen Kultur und damit der geistigen Kultur überhaupt. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Gewerbefreiheit wie überall so auch im Buchdruck und im Theaterbetrieb zu einer Überproduktion geführt hat. Selbst wenn man Schriften unter 50 Seiten und ausgesprochene Fachwerke nicht berücksichtigt, wird ungefähr jede Stunde ein neues deutsches Buch auf den Markt geworfen. Das ist offenbar für die Kaufkraft und erst recht für die Bildungsmöglichkeit des Publikums zuviel, wie sich ja auch die Einrichtung des täglichen Theaterspiels in mittleren Städten und allmählich sogar in ziemlich großen Städten als Ruin der Wirtschaft und der echten Bildung erwiesen hat. Fabriken stellt man um und legt man zusammen. Theater hat man ebenfalls zusammengelegt. Sollte man nicht auch die im Buchwesen tätigen Kräfte durch Umstellung und Zusammenlegung stärken können? Angesehene wissenschaftliche Verleger Deutschlands haben das ja längst getan, aber Rudolf Borchardt verlangt in seiner temperamentvollen Schrift „Die Aufgaben der Zeit gegenüber der Literatur“ (Bremen 1929, G. A. v. Halem), daß weit mehr als bisher auch die Sortimenter und die Leser diesen Weg gehen sollen. Weil so viele Leser nicht Geld genug zum Bücherankauf haben, müssen mehr Bibliotheken eingerichtet werden, die rasch genug neue Bücher in der erforderlichen Anzahl von Exemplaren verleihen können. Weil kleinere selbständige Leihbibliotheken sich nicht zu behaupten vermögen, muß es einige ganz große Leihbibliotheken mit sehr vielen Zweigstellen geben. Die Leihbibliotheken werden unmittelbar von den Verlegern beliefert, bieten also diesen einen sichern Absatzmarkt für einen bedeutenden Teil der Auflage. Weil das Publikum trotzdem, wenn auch in geringerem Maße fortfahren wird, Bücher zu kaufen, bleiben Sortimente notwendig, aber das Publikum wird nicht mehr imstande sein, vielen kleinen Sorti-

mentern die Existenz zu ermöglichen. Also müssen Großsortimente mit vielen Zweigstellen eröffnet werden, und soweit das nicht zweckmäßig sein sollte, muß der Kleinsortimenter wenigstens darauf verzichten, vom Buchhandel allein leben zu wollen: er muß die Aufgaben einer Schreibwarenhandlung oder irgend eines andern geeigneten Geschäftes mitübernehmen. Ebenso sind unhaltbar gewordene Kleinbetriebe für Druckerei und Binderei zusammenzulegen oder umzustellen. Borchardt meint, dann werde es bald nicht mehr nötig sein, daß der Verleger dem Sortimenter wegen des geringen Absatzes einen Rabatt bis zu 40 und mehr Prozent gewähre, sondern der Sortimenter werde wieder wie früher mit $33\frac{1}{3}\%$ auskommen, der Ladenpreis des Buches werde also sinken und der Absatz infolgedessen steigen.

Für und gegen diese Vorschläge Borchardts ist natürlich all das zu sagen, was namentlich vom sozialen Standpunkt aus für und gegen Zusammenlegungen und Umstellungen überhaupt gesagt werden kann. Unleugbar ist jedenfalls, daß in den angelsächsischen und skandinavischen Ländern die allgemeinen Bibliotheken weit höher entwickelt sind als bei uns. Unleugbar ist ferner, daß dem englischen Verlag die Übernahme von 75 % der Auflage jedes allgemein interessanten Buches durch die Leihbibliotheken eine zwar nicht glänzende, aber doch vom deutschen Verleger schmerzlich vermißte Sicherheit gibt. Unleugbar ist dagegen auch, daß in jedem Falle der Erfolg davon abhängt, ob es gelingt, das literarische Interesse des Publikums zu steigern.

Dem stellen sich ja heute, wo die wirtschaftliche Lage überall so drückend ist, wo politische und weltanschauliche Kämpfe die Gemüter so stark beunruhigen, wo Sport, Kino und Radio immer noch eine Anziehung ausüben, die ihren wirklichen Kulturwert weit übersteigt, sehr starke Hindernisse entgegen. Zu ihrer Überwindung müssen um

der Wichtigkeit der Sache willen selbstverständlich alle unmittelbaren und mittelbaren Hilfen aufgeboten werden. Schule und Presse, Volksbüchereien und Buchhandlungen, Theatergemeinden und Bildungsvereine jeder Art müssen unermüdlich zu literarischem Verständnis erziehen. Besonders aber wird ein großer Teil der literarischen Kritiker und der Theaterkritiker ernster als bisher arbeiten müssen. Für nicht wenige aus beiden Gruppen gilt leider, was Hans Knudsen in seiner nützlichen „Theaterkritik“ (Charlottenburg 1928, Verlag Hochschule und Ausland) sagt: „Der Nachwuchs lernt bei dem einen Theaterkritiker von Rang das Wigereißeln, beim andern die Antithesen und pfeift auf Bildung und Wissen“ (S. 15). Ein Kritiker, der die Entwicklungsgeschichte und die heutigen Bedingungen der Kunstart, die er zu beurteilen hat, nicht gründlich kennt, der das zu kritisierende Werk, in dem die lange Arbeit, in dem vielleicht das Herzblut des Dichters, des Regisseurs, der Schauspieler pulst, nur oberflächlich in sich aufnimmt, ist zu öffentlicher Äußerung seiner Ansichten wahrhaftig nicht berufen. Der Verband der Pariser Theaterkritiker steht an Fähigkeiten gewiß keinem andern Kritikerverbande nach; dennoch erklärt er es als einen Unfug, daß die Zeitung schon am Tage nach der Aufführung eine Kritik verlangt. Seit Jahren kämpft er vergebens gegen diese geistlose, bloß aus geschäftlicher Konkurrenz entstandene Gewohnheit.

Schließlich ist es freilich so, wie Professor Witkop vor zwei Jahren auf einem Schulungskurs des Borromäusvereins ausführte: Literatur ist keine Sache, die man für sich betrachten und fördern könnte. Wenn die Erkenntnis der seelischen Werte des Theaters und der Dichtung wachsen soll, muß die Erkenntnis der seelischen Werte überhaupt wachsen. Erfolgreiche Literaturpolitik ist nur in lebendiger Verbindung mit der Gesamtheit echter Kulturpolitik möglich.

Jakob Overmans S. J.